

Feuilleton

JUBILÄUM

Vorbild Jüdisches Museum

VON NIKOLAUS BERNAU

Braucht Berlin ein Jüdisches Museum? Vor 15 Jahren tobte um diese Frage ein fundamentalistischer Kampf. Ist jüdische Geschichte nur als Teil der Gesamtgeschichte zu betrachten oder doch etwas spezielles? Und dann stand da der sensationelle Neubau Daniel Libeskind, entfaltete ganz eigene kulturpolitische Dynamik. 1997 wurde der Knoten zerschlagen, Michael Blumenthal aus New York zum Gründungsdirektor des eigenständigen Jüdischen Museums berufen. Vor fast genau zehn Jahren, am 13. September 2001 – wegen der Terroranschläge in New York zwei Tage später als geplant – wurden die ersten von inzwischen mehr als sieben Millionen Besucher eingelassen.

Gestern stellte Blumenthal das Programm für die Feier des zehnten Geburtstags im Oktober vor. Daniel Barenboim wird die Staatskapelle in der Philharmonie dirigieren, in der einstigen Blumengroßmarkthalle wird ein Riesenempfang gegeben und Angela Merkel den Preis für Toleranz und Verständigung des Jüdischen Museums erhalten. Es wird 60 Führungen für Schulklassen geben – zusätzlich zu den 7500 Schülerführungen, die das Museum jährlich anbietet. Und ein Kongress wird die Frage stellen: „Visionen der Zugehörigkeit: Juden, Türken und andere Deutsche.“ Passend dazu soll die geplante Akademie des Museums sich bald mit den Lehrern, Schülern und Eltern in drei Schulen zusammensetzen, um Einwandererkindern die deutsche Sicht auf Geschichte zu vermitteln.

Schon diese kurze Aufzählung zeigt, worauf der immense Erfolg des Jüdischen Museums ruht: Auf seiner amerikanisch-freiheitliche Prägung, die weit über die Unabhängigkeit vom Staat hinaus geht, die die Spendenzuflüsse verschaffen. Kein Informationsdefizit gilt hier als dumm. Hier wird man höflich zur Garderobe gewiesen und am Ausgang gefragt, ob auch nichts vergessen sei. Es gibt einen Kasten für Hinweise und die (seltenen) Beschwerden, es gibt guten Kaffee, ständig neue Ausstellungen und viele Veranstaltungen bis hin zum skurrilen Weihnukka-Markt im Dezember. Sicher muss die Dauerausstellung inzwischen überarbeitet werden. Besonders fehlt die jüngste, von der Einwanderungswelle aus der einstigen Sowjetunion geprägte Geschichte. Aber der Buchladen verdient diesen Namen, hier kriegt man sogar anständige Souvenirs.

Die oft so schwerfälligen Museumskombinate Berlins, die Staatlichen Museen, das Stadtmuseum, die Schlösserstiftung, können viel lernen in der Lindenstraße: Publikumsorientierung, niedrige Verwaltungshierarchie, Abteilungen, die zusammenarbeiten statt sich in sinnlosen Konkurrenzen lahm zu legen. Und vor allem Offenheit für neue Fragen der Gesellschaft.



Der Maler und sein Modell – Lucian Freud in seinem Atelier, Fotografie vom Februar 2010.

Das erotische und das hinfällige Fleisch

Zum Tode des Londoner Menschenmalers Lucian Freud

VON INGEBORG RUTHE

Als Siebzigjähriger malte Freud sich selbst als „Maler bei der Arbeit, Spiegelbild“. In übergroßen Schuhen steht er da wie ein alter, welker Krieger vor der Leinwand. Der Pinsel ist Waffe, die Palette Schild. Beim genauen Hinsehen zeigt sich die leicht geduckte Gestalt, müde, vom Alter gezeichnet. Die nervöse Energie früherer Selbstbildnisse ist gedämpft durch Melancholie.

Porträts stehen für die Sehnsucht nach Unsterblichkeit. Lucian Freud, geboren 1922 in Berlin, malte sich in ironischem Pathos für immer und ewig als nackter, hinfälliger Greis: kein Gleichnis vom Tod, nur von der Sterblichkeit. Für die Engländer war Lucian Freud, der Enkel von Sigmund Freud – neben Francis Bacon – der größte Maler. Am Mittwoch ist er im Alter von 88 Jahren in seinem Haus in London gestorben.

Das einstige Wunderkind der Londoner Szene der Vierziger und Fünfziger Jahre hatte bis ins hohe Alter gemalt. In der Jugend schuf er veristische Porträts wie Otto Dix und man nannte ihn den „Ingres des Existenzialismus“. Als Elfjähriger war er nach London gekommen. Sein Vater Ernst Freud, der jüngste Sohn des aus Wien vor den Nazis nach England geflohenen Begründers der Psychoanalyse, war bis 1933 als Architekt in Berlin tätig, und emigrierte dann mit der ganzen Familie. Sein schon früh malender und wie besessen zeichnender Sohn, den Förderer rasch als besondere Begabung erkannt-

ten, studierte an diversen Londoner Malschulen, nach Kriegsende dann in Paris. Im Dunstkreis der Existenzialisten um Sartre schälten sich auf Freuds Bildern das Exzessive, Exzentrische, auch die provozierende Erotomanie der Körperdarstellungen heraus.

Im Sinne von Oscar Wildes Dorian Gray war für Lucian Freud das eigentliche Mysterium der Welt das Sichtbare, nicht das Unsichtbare. Prosaisch schildern seine Gemälde Personen in der Masse ihrer Körper, mit Haut und Haar, die Epidermis so akribisch gepinselt, als bildeten Adern und Poren die Holzmaserung der Dielen.

Seit einem halben Jahrhundert malte Lucian Freud menschliche Stilleben, massige, oft nackte und vom Alter gezeichnete Körper. Er sei an Menschen nur als animalische Wesen interessiert, hat der enge Freund des Malers Francis Bacon mehrfach geäußert. Das erklärt, warum Freud seine Modelle am liebsten nackt und ungeschützt malte, wie Gott sie der Welt ausgesetzt hatte. Zugleich aber zeigte diese unbarmherzig dargestellten Oberflächen auch, wie sehr der Akt neben der Macht des Malenden auch dessen Ohnmacht verkörpert. Mehr als alle körperliche Blöße nämlich schockiert der Anblick dieses aus Farbe aufeinander gewucherten, immer mehr erschöpften nackten Fleisches.

Zusammen mit den zunächst noch figürlich malenden Weggefährten Francis Bacon, R.B. Kitaj, Frank Auerbach und Leon Kossoff zählte Freud nach dem Krieg zur so genannten London School, für die das Manifest einer malerischen Perfektion galt. Während seine Freunde sich immer mehr vom realistischen Ausgangspunkt entfernten, blieb er, wie er es nannte „hart am Menschen“; er malte zunächst mit Vorliebe Mensch und Tier, in den Sechzigern komponierte er Symbiosen aus Pflanze und Mensch, etwa sich selbst hinter einer stacheligen Palme. In den Achtzigern übernahm er den Blickwinkel der Kamera: So spielte er beim Porträt von „Zwei Iren in W 11“ mit der Tiefenschärfe und gab den Hintergrund der Szene exakt wieder.



Queen Elizabeth II., wie Lucian Freud sie sah

Durchs Fenster des Zimmers, in dem die beiden Männer porträtiert sind, dringt die Stadt ins Bild. Dies sind nicht bloß fotorealistische Momente, es ist auch eine Referenz an die Malerei etwa des süddeutschen Renaissancemalers Altdorfer; die Alten Meister sind bei Freud immer mit im Spiel.

Freud sah sich außer Stande, das Geschaute zu idealisieren, zu straffen und damit erträglicher zu machen: Falten sind Falten, Fett ist Fett, schlaffe Brüste sind schlaffe Brüste, und Warzen sind Warzen. So aber löste sein gnadenloser

Realismus neben rückhaltloser Bewunderung – der englische Hoch- und Geldadel schätzte ihn als Porträtisten – auch Aggressionen aus. Er male Menschen wie Schinken, nasertümpfte die Kunstkritik. Er sei ein Frauenverächter, so die Feministinnen.

Männern gegenüber sei Freud gnädiger gewesen. Der „Nackte Mann auf einem Bett“ von 1990 (Bildnis des Performers Leigh Powery) konnte damit nicht gemeint sein. Schlagen die anderen Nacktmodelle in ihren Bildnissen die Augen nieder, um sich einen Rest Privatheit zu bewahren, konnte dieser Entblößte sich nur entziehen, indem er die Hand vor Augen hielt. Auch die drei Körper im Gemälde „Abend im Atelier“ sind keinesfalls würdelos dargestellt. Aus schräger Aufsicht malte Freud da ein Feldbett mit einem schlafenden Hund, ein in einem Korbsessel sitzendes und stickendes junges Mädchen und eine fette, sich nackt auf dem Boden rälende Frau. Su, sein Lieblingsmodell, vergräbt ihr Gesicht im Haar. Überdeutlich rückte er ihr Geschlecht in den Bildmittelpunkt, als stehe er in einem Malwettbewerb mit Gustave Courbet und dessen Skandal um 1866, „Der Ursprung der Welt“, das eine riesige nackte Vulva zeigt. Courbet hatte damals die „feinen“ Pariser Spieler gegen sich, aber 126 Jahre später flog auch Lucian Freud mit solchen Bildern aus einer großen Schau des New Yorker Metropolitan Museums. Jetzt können beide zusammen im Malerhimmel drüber lachen.

NACHRICHTEN

Jüdisches Museum plant jüdisch-islamisches Forum

BERLIN. Das Jüdische Museum Berlin will sich stärker in die Integrationsdebatte einmischen und plant ein islamisch-jüdisches Forum. Die Erfahrung der deutschen Juden im 19. Jahrhundert angesichts des Drucks zur Säkularisierung könne auch für den europäischen Islam von Interesse sein, sagte die Programmleiterin Cilly Kugelmann am Freitag. „Moslemische Fragen, jüdische Antworten“, fasste Kugelmann das Vorhaben zusammen, an dem sich auch islamische Wissenschaftler beteiligen sollen. Das nach Plänen von Daniel Libeskind erbaute Museum feiert im Oktober seinen 10. Geburtstag. (dpa)

Kurioser Buchtitel wird gesucht

BERLIN/FRANKFURT A. M. Zur Frankfurter Buchmesse wird wieder der kuriosste Buchtitel gesucht. Leser und Buchhändler sind zum vierten Mal aufgerufen, besonders skurrile Titel von aktuellen Werken einzusenden. Die Vorauswahl wird am 17. August veröffentlicht. Danach läuft eine Abstimmung im Internet. Den Gewinner kürt die Jury am 12. Oktober auf der Buchmesse. Den Wettbewerb schreiben die Redaktion von Schott's Sammelurium (Bloomsbury Berlin) und das Branchenblatt Buchmarkt aus. (dpa)

Magazin: Erneut Zweifel an Schloss-Architekt Stella

BERLIN. Einem Bericht zufolge gibt es erneut Zweifel an dem mit dem Berliner Schloss beauftragten Architekten Franco Stella. Der Italiener sei neuen Unterlagen zufolge gar nicht berechtigt gewesen, an dem Wettbewerb für den Schlossentwurf teilzunehmen, schreibt das Kunstmagazin art in seiner neuen Ausgabe. Nach den Teilnahmevoraussetzungen hätte Stella in den Jahren 2004 bis 2006 mindestens drei festangestellte Architekten in seinem Büro beschäftigen müssen. Dem Magazin art liegen laut eigener Auskunft Unterlagen der staatlichen italienischen Pensionskasse INPS vor, denen zufolge Stella damals nur für einen Architekten Sozialabgaben gezahlt haben soll und auch nur für eine Halbtagsstelle. Das Bundesbauministerium und ein Sprecher Stellas wiesen die Vorwürfe zurück. Der Fall sei bereits gerichtlich geklärt, hieß es von beiden Seiten am Freitag. (dpa)

Koordinierungsstelle für schriftliches Kulturgut

BERLIN. Eine von Bund und Ländern eingerichtete Koordinierungsstelle soll vom 1. August an deutschlandweit dabei helfen, Handschriften, Briefe und Bücher für die Nachwelt zu erhalten. Sie ist bei der Staatsbibliothek Berlin angesiedelt und wird vom Bund mit 500 000 Euro finanziert. Die Länder beteiligen sich über ihre Kulturstiftung mit 100 000 Euro. (dpa)

U s N t T r E i R c M h

SITZUNG

Darf ich Sie zeichnen, Andreas Deffner?

Blaues Hemd, blaue Augen – sind Sie etwa so ein „Blau-Typ“?

In etwa schon. Blau und Grau. Das trägt sich gut. In meinem Ausweis stand einmal bei meiner Augenfarbe: Blau-Grau-Grün.

Heute ist der Himmel auch so schön kobaltblau.

Und die griechische Fahne ist es auch. Blau und weiß.

Griechenland, über das Sie gerade ein zweites Buch schreiben, steckt in einer schweren Krise...

Ich mache mir zwar Sorgen. Aber ich vertraue den Griechen, die immer schon sehr einfallsreich waren. Wenn es irgendwer schafft, sich aus

einer solchen Krise zu hieven, dann die Griechen. Eine derartige Situation in Deutschland wäre ja undenkbar. Dann würde ich mir echte Sorgen machen. In meinem Buch „Das Kaffeeorakel von Hellas“ zitiere ich eine meiner griechischen Bekannten: „Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst.“

Nicht ernst?

Man muss es natürlich ernst nehmen: Lange Zeit glaubte eine Reihe von Politikern, man könne Griechenland reformieren, ohne auf die Besonderheiten und Bedürfnisse des Landes einzugehen. Es ist nicht so einfach, wie es gern beschrieben wird. Nach dem Motto: „Die sind alle viel zu früh in Rente gegangen...“

Haben Sie Ihr Buch auch mit dem Anliegen geschrieben, für mehr Verständnis zu sorgen?



Eine Woge der Freundlichkeit

– so kommt der Griechenlandautor („Das Kaffeeorakel von Hellas“) und Mitarbeiter im Bundesgesundheitsministerium Andreas Deffner ins Atelier. Ich hatte in Anbetracht der „Anspannung“ in beiden Bereichen Zweifel, ob unsere Sitzung den Ernst der Lage aushalten wird. Aber Herr Deffner scheint unerschütterlich optimistisch.

Auch um genauer hinzugucken, wie das Leben dort tatsächlich ist. Das Alltagsleben ist nirgends nur Spaß, auch nicht in Griechenland. Die unzähligen Kioskbesitzer etwa sitzen von morgens bis abends sieben Tage die Woche in ihren nicht klimatisierten Holzbuden am Straßenrand. Und das für einen Verdienst, für den ein bei der BVG angestellter Busfahrer nicht einmal einsteigen würde. Oder mein Freund Perikles. Er ist Tavernen-Besitzer; bis vor wenigen Jahren, als seine Eltern noch lebten und mithelfen konnten, war die Taverne jeden Tag geöffnet. Und das seit 1950! Da kann man nicht sagen die Griechen seien faul. Perikles kommt monatlang nicht zum Schwimmen, obwohl das Meer vor der Haustür liegt.

Ihr Buch liest sich wie eine große Liebeserklärung. Kann man als Liebender denn auch Kritik zulassen?

Das muss man sogar in einer harmonischen Partnerschaft! So gesehen ist Griechenland die perfekte Ehefrau. Mit all den Fehlern. Man kann sich auch mal über die Griechen ärgern. Dennoch führt man die Beziehung gern fort. Immerhin lasse ich sie in meinem Buch oft genug zu Worten kommen. Und die Griechen sind ganz schön kritisch.

An einer Stelle sagen Sie – ganz braver Ehemann – dass Sie nach all dem Reden über Schwierigkeiten erst mal schlafen gehen.

Es war klar, dass die Diskussion noch Stunden gehen würde, obwohl alles gesagt war. Die Griechen lieben das, sich hineinzusteigern, aber am Ende versöhnen sie sich auch.

Klingt tatsächlich nach guter Ehe.

Und einer großen Bereicherung.

Text und Bild: Susanne Schirdewahn